

Premiere beim Jakobustheater in der Fabrik

Duell in Monologen und die Wunden des Lebens

Eindrucksvolle und zugleich unaufdringliche Inszenierung von Taboris „Weisman und Rotgesicht“

Weisman hat schon viel überstanden, drei Pleiten, den Hitler, eineinhalb Herzinfarkte und seine Ehefrau Betty. Jetzt ist er in der Wüste gestrandet, allein mit seiner schwachsinnigen Tochter Ruth und der Urne von Betty, die an dem ganzen Schlamassel schuld ist, weil sie partout in New York begraben werden wollte. Erst hat er sich in den Weiten des Wilden Westens verfahren, und jetzt klaut ihm auch noch ein dahergelaufener finsterer Jägersmann sein Auto. Die Lage scheint hoffnungslos, da kommt ein Mann, dem äußeren Anschein nach ein Indianer, auf einem Maulesel geritten. Weisman ist zuversichtlich, daß sie jetzt aus ihrer mißlichen Lage befreit werden, denn schließlich haben die Juden den Indianern nichts getan. Aber der Fremdling hat ganz anderes im Sinn.

Das ist die Ausgangsposition des Theaterstückes „Weisman und Rotgesicht“, dessen Untertitel „ein jüdischer Western“ falsche Erwartungen weckt. George Tabori hat das Stück aus einem Hörspiel entwickelt, das wiederum aus einer Prosaerzählung hervorgegangen war. Über das Hörspiel ist es, was seine Darstellungsmöglichkeiten angeht, nicht weit hinausgekommen. Das ist eine besondere Herausforderung für die Bühne, die das Jakobustheater wagemutig annahm. Alles in allem: Der Wagemut hat sich gelohnt, vor allem dank der beiden Hauptdarsteller Peter Gautel (Weisman) und Terence Conway (Rot-

gesicht). Für Petra Weißhaupt als Ruth bleiben wenig Text und Entfaltungsraum, es ist ein Duell in Monologen zwischen zwei alten Männern, die die Wunden herzeigen, die ihnen das Leben geschlagen hat, die echten und die eingebildeten, ihre ganz individuellen Verletzungen und die kollektiven, die ihnen als Angehörige einer Minderheit zugefügt wurden.



Kultur-
Fächer

Wobei der Fremde von einer Identität in die andere schlüpft, mal den weißen Antisemiten spielt, der kupferfarben angemalt worden ist, mal den Statisten in Wildwestfilmen, der immer rausgeschnitten wird, sich dann wieder als Joa Nacktarsch, den armen Chicanos-Jungen ausgibt, oder die herzerreißende Geschichte seines Großvaters, des Indianerhäuptlings, erzählt, der im Jahr 1970 Washington den Krieg erklärt. Weisman weiß der Fabulierkunst des „meschuggenen Kupfergojms“ am Ende nur noch die völlige verbale Selbstentblößung entgegenzusetzen, die mit

dem Ablegen seines Anzugs einhergeht. Indem er sich als Denunziant und Charakterschwein bloßstellt, hat er das merkwürdige Psychoduell zwar gewonnen, sich aber selbst in die Wüste geschickt.

Die Inszenierung von Andrzej Margowski bringt keinen großen dramaturgischen Zug in die kaum vorhandene Handlung, und auch die von Peter und Uta Gautel karg gestaltete Bühne mit ausgestopftem Geier und dürftigem, von Zweigen umrahmtem Feuchtbiopt bietet dem Auge wenig Futter. Man muß sich dem Sog der Monologe anvertrauen, um in dieses Stück hineinzukommen, um seine grimmige Komik und seine unsentimentale Menschlichkeit zu verstehen. Terence Conway mit undurchdringlicher Miene und markanter Stimme ist die ideale Projektionsfläche für die Schicksale, die er vor dem geistigen Auge des Zuschauers ausbreitet, und Peter Gautel gibt den Weisman konzentriert-eindringlich mit trockenem jiddischen Humor, der stets ahnen läßt, wie nah er an der Verzweiflung gebaut ist. Daß die Figuren beim Monologisieren nicht auf der Bühne rumstehen wie bestellt und nicht abgeholt, das ist dann eben doch die unaufdringliche Kunst einer Inszenierung, die freilich mehr gehört als gesehen sein will. Das ist keine leichte Kost, aber eine reichhaltige Gedankennahrung, an der man lange zu kauen hat.

Peter Kohl